Kinder der Not.

Roman von Max Treu.

(8. Fortsetzung.)

Als es drei Uhr war, wollte er sich bei Gneisenau melden und ihm danken für die Auszeichnung, deren er gewürdigt worden war. Man hatte ihm gesagt, der General habe kaum zwei Stunden geruht und sitze schon seit Mitternacht wieder über seinen Papieren und Karten. Für Meldungen sei er stets zu sprechen.

So ging denn Konrad zu ihm. Aber als er vor dem Häuschen stand, in welchem der Blüchersche Stab untergebracht war, hielt er seine Schritte an.

Eine heftige Stimme schallte von da her; er kannte sie genau: es war Blücher.

Und diese Stimme wetterte und tobte.

„Nur ein Hundsfott kann vom Rückzug sprechen! Wie, was denkt sich denn der Zar? Dieses Blut soll alles vergeblich geflossen sein? Himmeldonnerwetter, was ist das für ein Verbündeter! Eher nehme ich meine Kavallerieregimenter und haue auf eigene Faust alle Welschen in die Pfanne!"

Gneisenau suchte zu beschwichtigen.

„Der Zar wird andern Sinnes werden." —

„Das glauben Sie ja selbst nicht, Gneisenau!" polterte der Alte. „Es ist dieselbe verfluchte Geschichte wie 1806 und 1807."

Konrad schüttelte ein Unbehagen ab. Wie? Das sollte dieselbe „verfluchte Geschichte" sein, wie in jenen Unglücksjahren? Und alle die riesenhaften Opfer sollten nur für eine solche „verfluchte Geschichte" gebracht sein?

„Allmächtiger Gott!" stöhnte er leise. „Das wäre das Ende — und der Tod!"

Blücher trat heraus. Krachend warf er die Tür ins Schloß. Mitten unter die Soldaten und Ordonnanzen trat er, die, der Befehle gewärtig, herumstanden.

„Kerls," fragte er grimmig, „habt ihr noch Mut?"

„Um den Teufel aus der Hölle zu holen!" rief einer.

„Das wollen wir tun, und bei den Hörnern wollen wir ihn fassen!" entgegnete Blücher und ging weiter.

Ein donnerndes Hoch schallte ihm nach. —

Aber der heroische Alte und sein hochgemuter Gneisenau drangen nicht durch: der Rückzug wurde beschlossen.

Auf das schärfste hatte sich der sonst so ruhige König Friedrich Wilhelm dagegen ausgesprochen.

„Das kenne ich schon," hatte er heftig entgegnet, als der Zar ihm sagte, daß der Rückzug ja nur zur Elbe gehen solle, da man notwendig die Truppen ordnen und Ersatz heranziehen müsse, „das kenne ich schon! Wenn wir erst mal zu retirieren anfangen, dann werden wir an der Elbe nicht aufhören — dann wird es weitergehen zur Oder und zur Weichsel, und auf diese Weise sehe ich mich schon wieder in Tilsit!"

Aber Preußen mußte nachgeben, trotz des Widerspruchs des Königs und seiner Generale Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York, Knesebeck und trotz der vorzüglichen Stimmung und unerschütterten Haltung seines Heeres. Die Russen drohten mit Lösung des Bündnisses, und dahin durfte man es auf keinen Fall kommen lassen.

Der grauende Morgen brachte die Verwirrung und die Unordnung, wie sie fast jeder Rückzug mit sich führt.

„Das ist ja gerade wie bei Auerstedt!" sagte der König betroffen, als er den Wirrwarr des 3. Mai überblickte. Und als sich in diesem Augenblick gerade der General York bei ihm meldete, hatte der Tapfere einen ungnädigen Empfang.

„Da ist die Bescherung! Haben es ja nicht anders haben wollen! Suppe ausessen, die Sie eingebrockt haben!"

Der alte Isegrim aber hat wortlos und leichenblaß vor seinem König gehalten, und es ist an diesem Tage nicht gut Kirschen essen mit ihm gewesen.

Aber — der Rückzug fand statt. Zwar war bald wieder eine musterhafte Ordnung hergestellt, keine Gefangenen, keine Geschütze, keine Feldzeichen gingen an den Feind verloren, und Napoleon gab seiner Erbitterung darüber in zornigen Worten Ausdruck.

„Ils ont appris quelque chose, ces animaux là!" So hatte er ausgerufen, als man ihm gemeldet, daß keinerlei Trophäen gemacht worden seien.

Ja sie hatten etwas gelernt. Die Preußen wußten es und fühlten es, und der Tag von Groß-Görschen hatte bewiesen, daß sie nicht mehr die Preußen von 1806 waren. Und eben deshalb waren sie über den Rückzug tief erbittert. Amtlich zwar wurde überall verkündet, daß man am 2. Mai das Schlachtfeld behauptet und den Sieg errungen habe. Das erstere wußte jeder Mann im Heere, aber das letztere glaubte bald niemand mehr. Denn ein Sieg, der mit einem Rückzug weit zurück endet, war etwas Unfaßbares, und Witzbolde meinten, er sei wie das berühmte Lichtenbergsche Messer ohne Klinge, dem der Griff fehle. Solche Siege wollte man nicht; man ahnte dunkel, was der König deutlich ausgesprochen, wohin sie führen müßten.

Und in der Tat, sie führten zurück, immer weiter zurück. Man blieb an der Elbe nicht stehen, wie zuerst versichert worden war; unaufhaltsam drängte Napoleon nach, entsetzte Dresden und befreite das Land seines Bundesgenossen, des Königs von Sachsen, bis zur Spree vom Feinde.

Mit Bestürzung nahm man im Heere den reißenden Siegeszug des Kaisers wahr. Man lechzte danach, ihm aufs neue im Kampf gegenüber zu treten, und man fragte sich verstimmt und verbittert, wozu denn alle Opfer, alles Blutvergießen, alle Treue gegen König und Vaterland nütze gewesen wären, wenn man doch bald wieder genau zu denselben Punkten zurückkommen werde, von denen man so voll froher Hoffnungen ausgerückt sei.

Mit Besorgnis nahm man an den leitenden Stellen den Wandel der Stimmung wahr, wie er in der Armee vor sich ging. Es mußte etwas geschehen, wenn man nicht statt einer siegesfrohen und kampfeslustigen Truppe bald nur eine Schar niedergeschlagener, verstimmter Menschen haben wollte, denen alles Vertrauen, alle Siegeszuversicht fehlte. Die preußischen Führer, der König voran, wollten aber auch Schlesien jedenfalls nicht ohne neuen Kampf preisgeben, dem Feinde nicht ohne einen solchen die reichen Vorratskammern und guten Quartiere der gesegneten Provinz überlassen.

So kam es zur Schlacht von Bautzen. In starker, befestigter Stellung erwartete das verbündete preußisch-russische Heer den Angriff des Feindes.

Konrad war noch immer beim Blücherschen Stab. Es war ihm fast zur Gewißheit geworden, daß Gneisenau irgendwelche bestimmten Absichten mit diesem Kommando verfolgte, aber er vermochte nicht zu erkennen, welche es etwa sein könnten. Mit Kampermann und Lochter oder dem Freiwilligen Lothar Kampermann — so hieß Lotte jetzt — war Konrad öfters zusammengetroffen und hatte stets glückliche Minuten mit ihnen verplaudert. Beide waren gesund und frisch. Er wunderte und freute sich, wie Lotte alle Anstrengungen des Marsch- und Lagerlebens ertrug; keine Ermüdung war ihr anzumerken, keine körperliche Hinfälligkeit — im Gegenteil, ihm schien, als blühe sie nur herrlicher, schöner, begehrenswerter auf.

Der bildhübsche, junge Mann Lothar hatte sich die Zuneigung aller seiner Regimentskameraden erworben; jeder einzelne wäre für ihn durchs Feuer gegangen, hätte ihn auf seinen Schultern aus dem dichtesten Kugelregen herausgetragen. Stets gleichmäßig freundlich, immer hilfsbereit gegen jedermann, Trost zusprechend dem Kleinmütigen, mit dem Starken und Tapferen selbst stark und tapfer — so war der junge Freiwillige zum Liebling seines Regiments geworden. Aber ein Etwas umgab ihn, welches selbst bei den vertraulichsten Gesprächen nicht wich: eine Würde, eine Unnahbarkeit, die jeden erkennen ließ, daß ihm gegenüber über eine gewisse Linie hinaus keine Vertraulichkeit, keine Sympathie, keine Freundschaft gehen dürfe.

Und ebenso wie Lotte war Kampermann selbst. Wie verstand es der Mann, mit Kranken, Verwundeten, Sterbenden umzugehen! Mit kunstgerechter Hand legte er Verbände und Bandagen an, und mit dem rechten, treffenden Worte fand er Trost, Zuspruch, Stärkung für die, die ihrem letzten Stündlein entgingen. Und wenn in den schweren Rückzugstagen abends im Lager die Stimmung immer trüber werden wollte, dann schallte wohl zuweilen wie ein Rettungsruf die Frage durch die Reihen:

„Wo ist Kampermann? Laßt Kampermann kommen!" Und er kam, nahm seinen Platz inmitten der Leute, die an seinem Munde hingen, und sprach mit weithin hallender Stimme machtvolle, zudende Worte, wie nur er sie zu finden wußte. In lautlosem Schweigen harrte die Menge; kein Räuspern, kein lautes Atmen machte sich bemerkbar, und hatte er geendet, dann „sah man manches Auge flammen, und klopfen hörte man manches Herz."

Das Regiment, Offiziere wie Mannschaften, wußte, was es an den beiden Freiwilligen, Vater und Sohn, hatte.

Auch der mörderische Kampf bei Bautzen brachte nicht den Erfolg, nach dem man sich sehnte und den man nötig hatte. Wohl hatte York sich bei Königswartha und Weißig tüchtig mit dem Feinde herumgebissen, und er hatte nach seiner Art nicht eher locker gelassen, als bis er ihn tüchtig zerzaust hatte. Aber dieses Gefecht, eines der ehrenvollsten für die preußischen Waffen, konnte den großen Gang der Ereignisse bei Bautzen nicht aufhalten.

Im mörderischen Kugelregen hielten Blücher und Gneisenau. Wo die Gefahr am höchsten war, konnte man sie finden, anfeuernd, anspornend und die Weichenden sammelnd und wieder vorwärts führend. Ungeheuer waren die Anstrengungen, welche heute den Ordonnanzreitern zugemutet wurden. Ein Pferd nach dem andern hatte unter Konrad versagt; er selbst hatte ausgehalten, und auf jeden Ruf Gneisenaus: „Freiwilliger König!" war die prompte Antwort erfolgt: „Zu Befehl, Herr General!" Und dann flog der unerschrockene Ordonnanzreiter davon durch Kugelhagel, durch brennende Ortschaften, durch Grauen und Zerstörung. Als der Abend des zweiten Schlachttages gekommen war und eine tiefe, bleierne Ermattung über dem ganzen Heere lag, als der Lärm des Kampfes schwieg und die stille, milde Juninacht ihre Schleier über Tod und Vernichtung senkte, da war Konrad der einzige, der noch einmal zu Gneisenau heranritt: „Haben der Herr General noch Befehle für mich?"

Gneisenau sah ihn freundlich an mit den großen, blauen, schicksalsvollen Augen: „Nein, mein junger Freund! Sie haben das Ihre in diesen Tagen getan. Ich danke Ihnen! Die Anerkennung wird nicht ausbleiben!"

Schon wenige Tage danach erhielt Konrad seine Ernennung zum Offizier.

Das war der stolzeste Tag seines Lebens, und nicht nur für ihn, sondern auch für Kampermann und Lotte, die leuchtenden Auges dem Glücklichen herzliche Glückwünsche darbrachten.

* * *

Der Waffenstillstand führte das verbündete Heer bis hinter Bober und Wütende Neiße zurück. Das Wort des Königs am Tage nach Groß-Görschen war zur Wahrheit geworden: man stand an der Oder, fast an der russischen Grenze, just so wie einst in den Tagen von Friedland, Heilsberg und Tilsit.

Aber trotzdem war neue Hoffnung in die Herzen gekommen. Man wußte, daß mit Oesterreich über den Anschluß an das preußisch-russische Bündnis verhandelt wurde; man wußte, daß der bei Groß-Görschen verwundete Scharnhorst trotz seiner Verwundung nach Oesterreich gereist war, um den Donaustaat für das große Völkerbündnis zu gewinnen; und man erfuhr endlich, im Laufe der Wochen, daß Napoleon in der berühmten Unterredung im Marcolinischen Palais zu Dresden mit Mellewitz alle österreichischen Vermittlungsvorschläge schroff und stolz zurückgewiesen hatte.

So angestrengt und unermüdlich es während der Zeit des Waffenstillstands gearbeitet wurde, um die Regimenter auf die etatsmäßige Stärke zu bringen, Neuformationen zu bilden, Rekruten, Landwehren und Freiwillige einzuexerzieren, mit einem Worte, um die Armee schlagfertig und kriegsbereit zu machen, so hatte Konrad doch durch eine freundliche Bitte bei Gneisenau erreicht, daß ihm und seinen Freunden, den Freiwilligen Kampermann, Vater und Sohn, die beide für Königswartha das Eiserne Kreuz erhalten hatten, ein Urlaub von drei Tagen gewährt wurde. Seine Freunde, so hatte er gesagt, wollten auf ihrer kleinen, nicht weit abliegenden Besitzung einmal nach dem Rechten sehen, und er möchte sich ihnen gern anschließen. Freundlich, wie immer, hatte Gneisenau für Konrad den Urlaub erteilt, und bei dem Regimentskommandeur der Kampermanns ein gutes Wort für diese eingelegt.

So zogen sie denn an einem herrlichen Sommertage der Heimat zu. Es war ein Wagen gemietet, den Konrad selbst kutschierte; man wollte keinen Fremden mit sich haben. Als man dicht in die Nähe des alten, lieben Wohnsitzes kam, nahm der Freiwillige Lothar Kampermann im Reisewagen eine seltsame Verwandlung vor: aus dem mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Soldaten wurde ein blühend schönes, von Glück und Jugendfreude umstrahltes Mädchen.

Und so stand sie vor Konrad, der sich nicht satt sehen konnte an dem leuchtenden Bilde der Geliebten.

„Wie gefalle ich dir besser?" fragte sie neckisch.

„Du gefällst mir immer gleich gut", entgegnete er. „Ich liebe nicht dein Kleid — nur dich selbst!"

„Ich weiß es, Konrad!" sagte sie schlicht.

Endlich war der Ort erreicht. Alle drei gingen zu Fuß neben den Wagen her.

Konrad war in tiefer Bewegung.

„Sei mir gegrüßt, Heimaterde! Und du Heimatluft meiner schönen, grünen Berge!"

Glänzend im Sonnenlicht des Sommertages lag die ganze Kette des Riesengebirges vor den Augen der Wanderer. Von der Schneekoppe an, deren Kegel sich in majestätischer Erhabenheit über die Umgebung erhob, bis zum breiten Rücken des Reifträgers blauten die Berge in feinem, zitterndem, durchsichtigem Glanz. Zu ihren Füßen rauschten die Wälder und stiegen ihre Hänge hinan, und ganz im Vordergrund ragte der schlanke Gipfel des Kynast mit seinem verwetterten, alten Gemäuer, Schlesiens sagenberühmter Berg, und schaute, von großer Vergangenheit träumend, in den lachenden Sommertag hinein.

„Wie schön deine Heimat ist!" sagte Lotte, ergriffen von der Pracht des Bildes.

„Ja, sie ist schön", entgegnete Konrad; und warm und innig klangen seine Worte: „Und wohl dem, der ihrer in Frieden und stillem Glück genießen kann." Und dabei schwenkte er seinen Hut grüßend zu den Bergen hinüber und rief jubelnd: „Ich grüße euch, ihr lieben Gefährten meiner Jugend! Ueber ein kleines — und ihr sollt auf ein befreites Vaterland niedersehen!"

Und als ob der Sonnenschein, in dem sie lagen, heller wurde, so glänzte und flimmerte es jetzt von den Bergen herüber.

Die Heimat hieß ihre Kämpfer willkommen. —

Ja, die Heimat.

Da kam schon ein anderer, hielt sich die Hand vor die Augen, starrte und staunte eine Weile und rief:

„Herrgott, das ist ja der Junghern und der Herr Kampermann und das Fräulein!"

„Jawohl, Christ," lachte Kampermann, „wir sind es! Die Ausreißer sind wieder da!"

„Ja, ja, die Ausreißer!" sagte Christ, allen die Hände schüttelnd. „Zum Gotterbarmen war es aber auch! Mit einemmal alle fort — Knall und Fall — der Herr Kampermann und das Fräulein, und zuletzt der Junghern! Und alle bei Nacht und Nebel! Na, und jetzt wissen wir ja, weshalb jeder so spornstreichs davonlief!" Dabei zeigte er auf die Uniformen Konrads und Kampermanns.

„Ja, ja, Christ," meinte Kampermann, „ein solcher Rock paßt für alle!"

„Nee, nee! Für alle nicht! Bloß für die guten Menschen! Und für das Fräulein auch nicht!"

Lotte errötete leicht.

„Das wißt Ihr doch gar nicht, Christ!" antwortete sie lachend.

Der Alte kicherte.

„Nee, nee, so was Feines, Schlankes, Rankes paßt nicht in den Rock!"

Man war vor dem Einsiedlerhaus angekommen. Das alte Linchen stand in der Tür. Sie guckte und guckte, aber sie begriff offenbar noch nicht. Doch endlich wurde sie ihrer Sache sicher, stürzte, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, auf die Nahenden zu, Tränen rollten ihr aus den Augen, und in abgebrochenen Worten stammelte sie:

„Ach Gott, ach Gott! Das ist ja — — ja gewiß, das ist doch der Herr — — ach Gott, ach Gott! — und das Fräulein! Mein liebes, gutes, schönes, stolzes Fräulein! Und der Junghern! Ach Gott, ach Gott! Daß ich arme Kreatur — — daß ich das noch erleben darf — — aber nun bleiben Sie doch alle hier?"

Und dabei faßte die treue Seele nach eines jeden Hand, drückte sie lange, betastete sie, als müsse sie sich überzeugen, daß sie nicht träume, und schluchzte dabei herzbrechend.

Dann aber kam wieder ihre Frage: „Nun bleiben Sie doch alle hier?"

Kampermann klopfte ihr auf die Schulter und sagte gerührt: „Noch nicht, Linchen! Der Krieg ist ja doch noch nicht zu Ende! Wir haben ja doch dem König das Gelöbnis gegeben, bis zum Frieden mitzukämpfen!"

„Ach Gott, ach Gott! Und können Sie denn da nun gar nicht wieder los?"

Alle drei mußten lächeln. Und Christ nahm das Wort:

„Aber Linchen! Ihr seid doch sonst eine so vernünftige Person! Und jetzt redet Ihr hier so schnackisch Zeug! Loskommen? Das gibt's ja gar nicht! Erst muß das letzte Bulletiner hier sein, und da muß drin stehen: Der Fuchs im Eisen ist totgeschlagen! Dann kommen sie los. Und dann werden hier alle Glocken geläutet, und die Häuser werden geschmückt, und der Herr Pfarrer liest von der Kanzel die letzten Bulletiner, die aber alle wahr sind und nicht gelogen, wie all die Jahre her da aus dem Franzosenland drüben, und dann — na ja, dann ist alles vorbei, und unsere Herrschaft bleibt hier, gerade wie vor fünfzig Jahren, als der alte Fritz seinen Frieden gemacht hatte mit der Kaiserin. Aber leiden hat sie ihn doch nicht mögen, wenn auch Friede war! Und so muß es jetzt auch werden!"

Der gute Alte hatte sich ordentlich in Hitze geredet, und Linchen sah ihn ob seiner Gelehrsamkeit fast ehrfürchtig an.

Konrad verabschiedete sich einstweilen von Kampermanns und ging mit Christ durch den Ort hindurch zu seinem Besitztum.

„Noch alles im Lot, Christ?" fragte er.

„Alles, Junghern, jawohl!"

„Wie steht die Ernte?"

„Gut, Junghern! Sehr gut!"

„Und die alten Freunde und Bekannten — wie geht es ihnen?"

„Auch gut! Aber die Schelmen-Franzosen müssen aus dem Lande raus! Sonst weiß hier kein Mensch, für wen er seinen Acker baut und sein Vieh züchtet."

„Wird schon kommen, Christ! Ihr wißt ja doch, wie Ihr immer selbst sagt: Gut Ding will Weile haben!"

„Ja, ja, Junghern — so ist das auch! Aber wahr muß es werden, was die Kosaken und der General Schorsch sich geschworen haben, daß" — —

„Daß sie ihre Pferde im Bober bei Paris tränken wollten!" fiel Konrad lachend ein. „Ja, ja, guter Alter, das soll schon wahr werden! Wir wollen schon mit unsern Fäusten dreinschlagen, daß wir zu dem Ziele gelangen!"

„Ja, und der Alte im Himmel droben mit seinen Blitzen!" ergänzte Christ.

Man war vor Konrads Eigentum angelangt. Er verabschiedete den Alten mit herzlichen Worten. Dann trat er ein.

Das Gerücht seiner Ankunft war ihm schon durch den Ort vorausgeflogen. Knechte und Mägde kamen ihm freudig entgegen, und alte, vertraute Laute und Grüße klangen wieder an sein Ohr. Er sprach mit jedem einzelnen, fragte nach dem, was er inzwischen erlebt, und all ihr Leid und ihre Freude wurden ihm zu eigenem Leid und eigener Freude. Er tauchte frohen und stillen Herzens unter in den Zauber der Heimat und fühlte, wie die Stürme seiner Seele sich legten. Zum erstenmal seit sechs Jahren fühlte er warmen Sonnenschein in und um sich fluten.

Ja, es war Sommer geworden.

Die Sonne am Himmel verkündete es, grüne Wälder sprachen davon, wogende Kornfelder erzählten es, Blumen und Immergrün auf seines Vaters Grab lehrten es, und in den Augen eines geliebten Mädchens konnte er es lesen. Er brauchte nicht mehr zu zweifeln: es war Sommer geworden. —

Am Abend, der dem Tage, da sie wieder abreisen mußten, vorherging, waren sie alle drei in Kampermanns Wohnung zusammen. Der Wein perlte in den Gläsern; durch die Fenster fielen die Strahlen der scheidenden Sonne, und von draußen herein klang der schmetternde Schlag eines Finken. Konrad und Lotte saßen nebeneinander, wie einst, an den alten, lieben Plätzen, wo ihre Herzen sich entgegengeflogen waren.

„Der letzte Abend in der Heimat!" sagte Konrad. „Wer weiß, ob wir sie wiedersehen werden!"

„Die Zukunft enthüllt sich uns nicht", entgegnete Kampermann. „Wir können nur hoffen — Gewißheit hat allein der eine, der da war und der da ist und der da sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit! Er wird uns führen, wie er es für uns am besten hält!"

„Wir gehen einem schweren Kampf entgegen," nahm Konrad wieder das Wort.

„Ohne Zweifel! Leicht läßt sich der neue Cäsar das Zepter der Weltherrschaft nicht entreißen — das hat uns dieser Frühjahrsfeldzug deutlich genug bewiesen. Aber mag der Kampf auch schwer sein, wenn er nur endlich siegreich wird, daß mein altes, liebes Westfalenland wieder preußische Fahnen und preußische Wappen sieht!"

„Und wenn Oesterreich noch in letzter Stunde sich uns verweigert?" fragte Lotte.

Kampermann schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es nicht. Zwar eine wunderliche Politik hat man an der Donau schon von jeher getrieben, und zuverlässig ist sie nie gewesen. Aber sie müßten dort mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie nicht erkennen wollten, wo jetzt das Heil für sie liegt. Vergessen sie diese Gelegenheit, so wird sie nie wiederkehren."

„Und der Fluch der Welt wird sie treffen!" fiel Konrad lebhaft ein.

„Daraus werden sie sich wenig machen, wenn sie nur sonst ihre Rechnung bei ihrem Spiele finden!"

„Aber mein Gott, sie sind doch deutsch!"

„Nur zum kleinen Teile, lieber Konrad! Jedenfalls haben sie keine rein deutschen Interessen, und damit werden wir rechnen müssen, auch wenn sie sich uns anschließen."

„Wie dem auch sei," rief Konrad und hob sein Glas, „auf den Sieg der Freiheit und des Vaterlandes!"

„Das lob' ich mir!" sagte Lotte. „Das verstehe auch ich, aber bei der Politik muß ich ein gar dummes Gesicht machen!"

„Das machst du nie!" scherzte Konrad.

„Verwöhnen Sie mir das Mädel nicht, Freund!" meinte Kampermann: „Sie könnte eitel werden!"

Lotte lachte.

„Dazu habe ich nicht das geringste Talent, Väterchen!"

„Man entdeckt manchmal ein Talent erst spät in sich!" lächelte Kampermann.

„Bei mir ist nichts zu entdecken!" beharrte sie.

Die rote Glut des Abendscheins fiel durch das Fenster und tauchte alle Gegenstände in sattes Rot.

Die drei blickten hinaus.

Der ganze Gebirgskamm glühte in flüssigem Golde. Um den Gipfel der Schneekoppe flammte und glänzte es in tausend Farben, alle überstrahlt von tiefem Rot und flammendem Gold. Ueber die kahlen Hänge unter dem Kamm zuckten wechselnde Lichter verschwanden, leuchteten aufs neue auf und verschwanden wieder. In den Tälern lag schon die Dämmerung, nur um das altersgraue Mauerwerk des Kynast spielte ein letztes, stilles Leuchten, wie eine Verheißung des kommenden, neuen Tages. Tiefer Friede ringsum in der Natur, kaum ein leises Lüftchen wehte, nur von da und dort her tönte das letzte Abendlied eines verspäteten Vögeleins.

„Wie schön!" sagte Lotte. „Wie wunderbar schön!"

„Der letzte Flammengruß der Heimat an die Scheidenden!" antwortete Konrad.

„Damit wir sie nicht vergessen!" ergänzte Kampermann.

In Konrads Augen glänzte es.

„Wer könnte dein vergessen, süße Heimat?" fragte er. „Wäre das nicht Treubruch und Verrat an der, der wir das meiste verdanken?"

„Nein," fuhr Kampermann fort, „auch ich will diesen heiligen Boden nicht vergessen, der mir eine zweite Heimat geworden ist, auf dem ich des Herzens Frieden wieder suchen und finden lernte."

Er sah hinaus ins Abendrot. Mit feurigem Schein spielte es um sein weißes Haupt und ließ seine Augen wie verklärt leuchten.

„Wie schön du aussiehst, Vater!" sagte Lotte und lehnte den Kopf gegen seine Brust. Und nun traf auch ihr Haupt der feurige Strahl, küßte ihre blonden Locken und hüllte sie in eine Flut von Licht.

„Kommen Sie, Konrad!" sagte Kampermann und zog ihn bei der Hand zu sich heran. Und so fiel der Abendschein auch auf ihn, und sie standen alle drei in einem Meer von Licht; eine heilige Weihe lag über ihnen, und sie fühlten es: so wie das Gold des Abends sie alle drei gleichmäßig umhüllte, so gehörten sie unlöslich zueinander, heute und morgen und in alle Zeit, im Leben und im Sterben.

„Amen!" kam es leise über Kampermanns Lippen, als wolle er ihrer aller Gedanken das letzte Siegel aufdrücken.

Ihre Hände lagen fest ineinander verschlungen, und in ihren Augen war ein stilles Leuchten.

Seiner Bewegung nicht mehr mächtig, neigte sich Konrad zum Munde der Geliebten nieder. Aber sanft entzog sie sich ihm.

„Noch nicht, Konrad! Bitte, noch nicht! Ich rufe dich, wenn die Stunde da ist!"

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und hörte glücklich lächelnd den starken Schlag seines Herzens. Er aber schaute ihr durch das Auge bis auf den Grund der Seele. Und spiegelklar und still und rein ruhten da unten die tiefen Wasser.

Nun fuhren sie auf. Hinter den Bergen war das Abendrot verglommen; auf leisem Fittich kam die Nacht. —

Am andern Morgen reisten sie nach herzlichem Abschied von den Ihren ab. Lustig wiehernd zogen die Pferde an, und flott rollte der Wagen von dannen.

„Vorwärts zu Kampf und Sieg!" sagte Konrad.

„Zu Kampf und Sieg!" wiederholten leise die beiden andern.

So fuhren sie in den lachenden Morgen hinein — dem Schicksal entgegen, das ungeheuer und riesengroß ihrer aller harrte.

Aber noch sahen sie es nicht.

* * *

In den Augusttagen des Jahres 1813 ging ein großes Gefühl innerlicher Befreiung, ein Aufatmen von tiefem, schwerem Druck durch das preußische Heer.

Es gab keinen faulen Frieden, wie man bisher täglich befürchtet hatte. Mit allen Kräften sollte der Krieg fortgeführt werden; Oesterreich hatte sich dem preußisch-russischen Bündnis angeschlossen und wollte unverzüglich mit einer großen Armee an der böhmisch-sächsischen Grenze auftreten.

Der Bann war gebrochen, der lähmend und ängstigend über Preußen und seinem Heer gelegen hatte. Die Witzbolde meinten, man habe gar keinen Grund mehr, Napoleon zu hassen, sondern man müsse ihm eigentlich dankbar sein; denn wenn er nicht so halsstarrig in den Verhandlungen mit Oesterreich gewesen, so wäre es sicher zu einem elenden Frieden, wie 1807, gekommen, alle Früchte der ungeheuren Anstrengungen dieses blütenreichen Frühjahrs wären verdorrt, und nach wie vor hätte man in den Ketten des Eroberers geschmachtet, der diese natürlich nur um so fester angezogen haben würde. Durch seine Starrköpfigkeit aber sei alles anders geworden, ein zweiter Frühling mitten im Hochsommer bräche an, und den Weg nach Paris werde man nun ja wohl zu finden und mit den Waffen freizumachen wissen.

Die so sprachen, hatten nicht ganz unrecht: die Zeit des Waffenstillstandes und besonders der Juli 1813 sind die kritischsten Epochen gewesen, welche die nach Freiheit und Begeisterung rufenden Völker seit langem durchzumachen hatten.

Nun lag diese schwere, erwartungsbange Zeit dahinter. Der Waffenstillstand war gekündigt, und am 20. August loderten in einem mächtigen Kreis von Prag bis nach Breslau hin von allen Bergestuppen helle Flammenzeichen auf, das verabredete Signal, daß die Feindseligkeiten auf der ganzen Linie wieder aufgenommen werden sollten.

Mit donnerndem „Hurra!" wurde diese eindrucksvolle Sprache überall begrüßt.

(Fortsetzung folgt).

— Schade! — „Ihre Tochter ist etwas herzleidend. Vielleicht ist das in Ihrer Familie erblich?"

„„Ausgeschlossen, in meiner Familie gab es noch nie etwas zu erben.""